Schmieder · Hrsg.
Überleben

TRAJEKTE

Eine Reihe des Zentrums für
Literatur- und Kulturforschung Berlin

Herausgegeben von

Sigrid Weigel und Karlheinz Barck

Überleben

Historische und aktuelle
Konstellationen

Herausgegeben von
Falko Schmieder

Wilhelm Fink

Das diesem Bericht zugrunde liegende Vorhaben wurde vom
Bundesministerium für Bildung und Forschung unter
dem Förderkennzeichen 01UG0712 gefördert.
Die Verantwortung für den Inhalt dieser Veröffentlichung liegt bei den Autoren.

Umschlagabbildung:
Hieronymus Bosch, Ecce Homo, um 1480/90
(Ausschnitt)

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen
Wiedergabe und der Übersetzung, vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung
und Übertragung einzelner Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder durch alle Verfahren
wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und
andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten.

© 2011 Wilhelm Fink Verlag, München
(Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG, Jühenplatz 1, D-33098 Paderborn)

Internet: www.fink.de

Einbandgestaltung: Evelyn Ziegler, München
Printed in Germany.
Herstellung: Ferdinand Schöningh GmbH & Co. KG, Paderborn

ISBN 978-3-7705-4997-9

HERMANN HAARMANN

Der gerettete Tod Überleben und Sterben

»Leo, wie fühlst Du Dich eigentlich?« Leo Löwenthal war gerade aus Berkeley eingetroffen, ich chauffierte ihn auf seinen Wunsch durchs Brandenburger Tor (man konnte kurz nach der Wende noch mit dem Auto durchs Brandenburger Tor fahren). Seine Antwort auf meine Frage, – eine Gegenfrage: »Wie meinst Du das?« Schweigen – und dann: »Das fragst Du jemanden, der durch den Schornstein gehen sollte!«

Zur Erinnerung an Leo Löwenthal (1900-1993)

I. Die Kunst

»Seit ich aus Buchenwald zurückgekehrt war – noch genauer: seit ich in Ascona den Plan zu schreiben aufgegeben hatte –, hatte ich gelebt, indem ich mich vom Tod entfernte. Er lag in meiner Vergangenheit, immer ferner mit jedem Tag, der verging: wie die Kindheit, die erste Liebe, die erste Lektüre. Der Tod war ein Erlebnis, dessen Erinnerung verblaßte.«¹ Jorge Semprún, Überlebender der Shoah, formuliert hier eine Erfahrung, die unmittelbar zurückgeht auf die Bedrohung, nach der Verschleppung ins Konzentrationslager dem Tod beständig ausgeliefert zu sein. Dort – wie in allen nationalsozialistischen Vernichtungslagern – heißt die Gegenwart Tod. Zukunft gibt es nicht, nicht für die Häftlinge. »Nur unsere Herren konnten es sich leisten/ Launen zu haben/ und sogar Rührung zu zeigen/ oder Mitleid/ und Pläne zu schmieden für die Zukunft.«² Eine der Grundvoraussetzungen menschlicher Existenz, eingebunden zu sein in das Beziehungsgeflecht von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ist außer Kraft gesetzt. Vergangenheit muss dem Vergessen anheim gegeben werden, da die Hoheit über Kindheit und Jugend den Betroffenen genommen ist.³ Zukunft zu denken verbietet sich gleichsam von selbst, bleibt also nur die grausame Gegenwart, die Gegenwart eines unbeachteten, jeder Bedeutsamkeit enthobenen Todes. Der Mensch ist ausgelöscht, zur Nummer degradiert: »Ich hatte sogar meinen eigenen Namen vergessen. In Auschwitz gegen Ende zu, und vor allem im Zug. Ich hatte meine Nummer A7713. Das war alles.

1 Jorge Semprún, *Schreiben oder Leben*, Frankfurt am Main 1995, S. 293.

2 Peter Weiss, *Die Ermittlung, Oratorium in 11 Gesängen*, Frankfurt am Main 1991, S. 50.

3 Daniel Jahn, »Das Ende seiner Suche« [über Avraham Lavi], in: *Der Tagesspiegel*, 20. April 2009.

Ich war eine Nummer«,⁴ so Elie Wiesel im Gespräch mit Semprún. Solch Vergessen ist der Einsicht in das unabwendbar, unaufhörlich Böse⁵ geschuldet, das durchlitten wird – und doch auch zugleich ein verzweifelter Versuch zur Rettung des je gegenwärtigen Lebens im Lager. Was aber kommt nach dem nicht stattgehabten Tod, mit dem unverhofften Überleben?

»Im Herbst 1945, mit 22 Jahren, fing ich an, jene Lebenserfahrung literarisch zu verarbeiten: jene Erfahrung an den Tod. Aber es war mir unmöglich. Man verstehe mich. Es war mir nicht unmöglich zu schreiben – es wäre unmöglich gewesen, das Schreiben zu überleben. Das einzige vorhersehbare Ende jenes Abenteuers, Zeugnis ablegen zu wollen, wäre mein eigener Tod gewesen.«⁶

Die Wiedergewinnung der Erinnerung, gerade die an den (eigentlich ›banalen‹, weil industriell organisierten) ständig präsenten Tod, wird dann Teil im Projekt eines längerfristigen Überlebens. Dass offensichtlich gerade eine ästhetische Praxis Hoffnung verspricht auf Bewältigung, sei sie Literatur, bildende Kunst oder sei sie Filmemachen, zeigen so exemplarische und so unterschiedliche Belege wie die Lyrik eines Paul Celan, die Prosa eines Primo Levi, die Zeichnungen eines Zoran Mušič oder beispielsweise die von Avraham Lavi initiierte Dokumentarfilmarbeit über seine jahrzehntelange Suche nach der Schwester.⁷ Dass diese Referenzliste um Überlebende, die in einer Art Selbstanalyse und -therapie der überstandenen Vergangenheit künstlerisch beizukommen versuchen, sich ohne Schwierigkeiten erweitern ließe, muss nicht besonders erwähnt werden. Gleichwohl ist die Umsetzung solch perennierender Leid-Erfahrung in Kunst nicht schon Garant einer dauerhaften Errettung. Tadeusz Borowski führt in *Bei uns in Auschwitz* das Erzählte in bewusster Annäherung an Form und Inhalt eines banalen Heimatromans an die Grenze des so Erzählbaren, indem er, »was ich erlebt habe«,⁸ einer extrem subjektiven, scheinbar durch die Schlichtheit der Erzählhaltung dem Zynismus frönenden Darstellung⁹ unterzieht. Borowski kann diesem, seinem eigenen ästhetischen Bewältigungsversuch nicht standhalten; 1951 nimmt er sich in Warschau das Leben. Nicht immer und nicht generell leistet Kunst also Entlastung – zumal angesichts des Unvorstellbaren, das überlebt wurde. Und doch: Selbst temporäre Hilfestellung dient der Selbsterhaltung. So verspricht Ästhetik in der Gegenwart des täglichen Sterbens einigen Trost und schiebt (gegen die Logik des Lagers) das Überlebenmüs-

4 Elie Wiesel, in: Jorge Semprún/Elie Wiesel, *Schweigen ist unmöglich*, Frankfurt am Main 1997, S. 22.

5 Elie Wiesel: »Wir haben das absolut Böse entdeckt.« Ebd., S. 21. Andrzej Szczypiorski beschreibt diese Tatsache so: »Das Lager ist das Nichts«; ders., »Das Ende aller Zivilisation«, in: *Die Zeit*, 24. März 1995. Jede dieser Benennungen bleibt problematisch angesichts der Unmöglichkeit, einen sprachlichen Ausdruck zu finden ob der durch-/überlebten Lagerrealität.

6 Jorge Semprún, »Dank«, in: *Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1994: Jorge Semprún. Ansprachen aus Anlaß der Verleihung*, Frankfurt am Main 1994, S. 36.

7 Vgl. dazu Anm. 3.

8 Tadeusz Borowski, zit. auf dem Klappentext, in: ders., *Bei uns in Auschwitz*, München 2008.

9 Borowski will diesem möglichen Vorwurf begegnen, indem er seinen Erzählungen ein Glossar beigibt, das die Fiktionalität der historischen Wirklichkeit versichert.

sen in den Vordergrund. Und doch versetzt sie die dem Tod Ausgelieferten in eine eigentümliche Paradoxie: dabei zu sein und zugleich nicht dabei zu sein. Ließe sich mithin, auch und gerade im Lageralltag, übertragen, was Theodor W. Adorno in der *Negativen Dialektik* generalisierend so formuliert: »Reflektierte Menschen, und Künstler, haben nicht selten ein Gefühl des nicht ganz Dabeiseins, nicht Mitspiels aufgezichnet; als ob sie gar nicht sie selber wären, sondern eine Art Zuschauer.«¹⁰ Damit nicht genug! Der durchdringende Blick auf dieses erste Paradox entdeckt nachgerade ein zweites, denn »[d]as Unmenschliche daran, die Fähigkeit, im Zuschauen sich zu distanzieren und zu erheben« sei, so Adorno weiter, »am Ende eben das Humane«.¹¹ Ließe sich daraus durchaus provokant schlussfolgern, dass der Lagerinsasse als Künstler, der Künstler als Lagerinsasse sozusagen an sich selbst sein Gefangensein im Widerspruch von Nähe und Ferne, Wirklichkeit und Traum belegt? Der Architekt Daniel Libeskind hat genau darauf abgehoben, als er das Felix-Nussbaum-Haus in Osnabrück konzipierte: Der Enge des für den Juden im Hoheitsgebiet des Nationalsozialismus reduzierten, auch räumlich eingeschränkten Lebens müsse architektonisch die Verkürzung der Besucherperspektive aufs Nussbaumsche Œuvre in Form gestauchter Ausstellungsgänge und -flächen entsprechen. Niemand der Nachgeborenen solle beim Betrachten der Bilder zurücktreten, gleichsam auf Distanz gehen können – so wenig, wie der Maler selbst es damals je konnte. Gleichwohl zeigt Nussbaums Kunst ohne jede Abstriche dessen angestrengten Versuch, im Nahsehen zugleich auf Distanz zu gehen. Und rettet damit das Humane in und mittels der Kunst!

II. Der Ort

Die große Herausforderung mit der Einweisung ins KZ ist der Kampf gegen die Anerkennung des enteigneten Todes. Dieser Logik des Im-Lager-Seins zu widerstehen, verlangt die ganze Kraft des beschädigten, seiner Würde beraubten Individuums. Es macht kaum einen Unterschied, wo die Zerstörung des Menschen beginnt, an deren Ende Ermordung oder Überleben als Zufall steht. Theresienstadt, das Ghetto, ist die Vorstufe zur faschistischen Hölle – nur eine Zwischenstation zum Tod in den Vernichtungslagern. Diese Atempause ist trügerisch. Gleichwohl wird sie genutzt, weil sie Momente des Glücks durch Verdrängung verspricht. Der Malerpoet Peter Kien, ehe er in Auschwitz ermordet wird, gehört »zu denen, die anders waren, als die normalen Gefangenen. [...] Sie arbeiteten, malten, hielten ihre Eindrücke in Tagebüchern fest, schrieben Gedichte und komponierten Lieder, liebten sich, verlobten sich und heirateten, bevor sie wie Wanzen, Käfer oder kranke Tiere im Gas starben«.¹² Seine Gedichte und besonders die Zeichnungen legen

10 Theodor W. Adorno, *Negative Dialektik*, in: ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 6, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt am Main 1997, S. 356.

11 Ebd.

12 Arnošt Lustig, »Vorwort«, in: Peter Kien, *Bilder und Gedichte 1933-1944*, Berlin 2008, S. 6.

Zeugnis ab von der Kraft des Lebenwollens, des Überlebenwollens im Akt des Schreibens beziehungsweise Zeichnens selbst. »Kaum wagt der Blick sich in die öde Weite/ wo schwarz der Peststadt Silhouette droht/ dort ist der Tod.«¹³ Kien findet in den *Gedichte[n] aus Theresienstadt*¹⁴ einen sprachlichen Gestus, der Sehnsucht und Angst kunstvoll miteinander verschränkt und dabei doch lapidar bleibt. Auch seine Zeichnungen lassen sich ähnlich lesen, obwohl sie noch eindrucksvoller, weil bildlich Zeugnis ablegen. Der neusachliche Strich konterkariert die heimlich-impulsive Freude aufs Leben, besonders in den Frauenakten und -portraits. Eine Projektion aus dem Grauen heraus auf ein glückhaftes Leben, eine Verschiebung ins Reich der Freiheit, der Kunst? Eine Vergeblichkeit im Angesicht der brutalen Realität und doch ein notwendiges Unterfangen, das ersehnte, unerreichbare Glück zu antizipieren. Theodore Dalrymple erwähnt in einem anrührenden Text über *Die Schmerzen der Erinnerung* seine Professorin für neuromuskuläre Physiologie. »Alle am Institut wussten, dass Dr. Vrbová in der Kriegszeit großes Leid erfahren hatte, aber sie sprach nie darüber.«¹⁵ Durch die zufällige Lektüre ihrer Autobiografie erfährt er von Gerta Vrbová's Flucht aus den Klauen der Gestapo, während die Mutter nach Auschwitz deportiert und dort ermordet wird. Das Mädchen schließt sich einer Gruppe von jungen Männern an, von denen einer sich in sie verliebt. Er will mit ihr schlafen, »aber sie fühlte sich nicht zu ihm hingezogen und wies ihn ab. Weder er noch sie hatten jemals eine sexuelle Beziehung gehabt; der junge Mann wurde am folgenden Tag getötet, und für den Rest ihres Lebens bedauerte sie zutiefst, dass sie ihm nicht seinen Augenblick sexueller Ekstase gewährt hatte, bevor er starb.«¹⁶ Diese Episode führt dem ehemaligen Studenten die existentielle Beschädigung seiner Lehrerin und einer ganzen Generation, den Verlust an gelebtem Leben schlagend vor Augen. Kompensation, so scheint es, vermag solchen Erfahrungsverlust sicherlich nur wenig zu lindern, denn keine wie auch immer geartete Übertragung kann reales Erleben letzten Endes aufwägen. Gleichwohl suggerieren Projektionen, »Kunst«-Stücke des Ausgleichs, wenigstens einen Schein von Schutz vor der Gewissheit des gewaltsamen Todes. Künstlerische Arbeit am Ort des faschistischen Schreckens ist und bleibt allerdings die Ausnahme, aber eine bedeutsame. Denn derartig authentische Belege leben von der Gestaltung des Erlebten, Gesehenen und liefern Anschauungsmaterial für die Nachgeborenen. Ist das aber schon alles? Nein! Sie bezeugen die Latenz von Menschlichkeit im künstlerischen Schöpfungsakt gegen die barbarische Unmenschlichkeit des nationalsozialistischen Regimes und seiner Schergen. Und gegen alle Hoffnung helfen »Vernunft, Kunst, Dichtung [...] nicht, den Ort zu dechiffrieren.«¹⁷ Das letztendliche Versagen jeder Ästhetik vor der Realität des Lagers ist dem permanenten Schrecken geschuldet, der im vorprogrammierten Mord kulminiert. »Weil der Tod immer gegenwärtig

13 Ebd., S. 124.

14 Vgl. ebd., S. 71ff.

15 Theodore Dalrymple, »Die Schmerzen der Erinnerung«, in: *Merkur*, 62 (2008) 11, S. 1045.

16 Ebd., S. 1046.

17 Primo Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten*, München 1993, S. 147.

war, fehlte es an der Zeit, sich mit dem Gedanken an den Tod abzugeben.«¹⁸ Mit Blick auf Strategien, diesem Tod dennoch zu entkommen, ließe sich hier anschließen: Die Allgegenwart des Todes beschädigt den Willen zum Weiterleben, weil Zeit nur die Zeit im Hier und Jetzt des Lagers ist, die kein Danach kennt. Und gerade deshalb schiebt sich, gleichsam als untergründiger Reflex, das Überleben vor den zur Belanglosigkeit degradierten Tod. Überleben allerdings depraviert sich dann selbst zum instinktgeleiteten Fortexistieren. Zum Ausdruck kommt diese Zurichtung unter anderem durch die »wichtigste Regel dieses Ortes [des Lagers]«, die verlangt, »zu allererst an sich selbst zu denken«.¹⁹ Nicht gesunder Egoismus äußert sich darin, sondern eine letzte Anstrengung, dem Lagersystem und seiner monströsen Endgültigkeit irgend zu widerstehen. Denn es ist nicht der eigene Tod, den der Lagerinsasse stirbt. Dieser Tod ist kein individueller, weil er kein individueller sein kann. Es ist der Tod als Massenmord. Es ist die bürokratisch höchst effizient und systematisch durchgeführte »Endlösung«, die einer zuvor längst zur offiziellen Politik des Nationalsozialismus ausgerufenen Stigmatisierung, Aussonderung und Verfolgung oder Ermordung jener folgt, die jüdischer Abstammung sind. Derart entmenslichter, weil anonymer Tod wirft die Betroffenen zurück auf ihre rein physische Natur; er nimmt ihnen alles, was den Menschen zum Menschen macht, insbesondere auch die kulturell erarbeitete Kontrolle über seinen Körper und – dessen Ausscheidungen. »Um ein wenig Intimität zu bewahren, hatte man eine Decke gespannt, die die Frauen von den Männern trennte. Eine zweite Decke wurde benutzt, um den Kanister abzuschirmen, der als Toilette diente.«²⁰ So Shlomo Venezia in seinem *Zeugnis eines Überlebenden*. Auch Ruth Klüger erinnert sich:

»Noch jetzt, wenn ich Güterwagen sehe, überläuft es mich. Es ist üblich, Viehwaggons zu sagen, aber auch Tiere werden ja normalerweise nicht so befördert, und wenn, so sollte es nicht sein. [...] Das Problem war gar nicht, daß Viehwaggons von vornherein keine Personenzüge sind. [...] Waren wir 60 oder 80? Bald stank der Wagen nach Urin und Kot, man mußte dafür Gefäße vom Mitgebrachten finden, und es gab nur die eine Luke, um diese zu leeren.«²¹

Klüger vergegenwärtigt sich einen, für das Kind Ruth schier unglaublichen Vorfall, als eine alte Frau sich der Mutter auf den Schoß setzt »und urinierte«. Eine Urszene der Vertrautheit. Und deshalb muss sie sich im Nachhinein auch eingestehen, dass dies »eine pragmatisch menschliche Geste« war.²² Ein Zeichen radikaler, menschlicher Bedürftigkeit und ein Aufschein kindlichen Schutzbedürfnisses? Gerade diese »menschliche Geste« verhindert der von vornherein ein- und durchkalkulierte Tod in den Vernichtungslagern. Der Exorzismus jeglicher Menschlichkeit ist Vorausset-

18 Ebd., S. 76.

19 Ebd., S. 79.

20 Shlomo Venezia, *Meine Arbeit im Sonderkommando Auschwitz. Das erste umfassende Zeugnis eines Überlebenden*, München 2006, S. 57.

21 Ruth Klüger, *weiter leben. Eine Jugend*, München 1995, S. 108f.

22 Ebd., S. 110.

zung und Folge der Degradierung des Menschen zum bloßen Objekt der durch nichts zu zügelnden, nationalsozialistischen Herrschaft über ihn. »Enteignet wird das Individuum des Letzten und Ärmsten, was ihm geblieben war. Daß in den Lagern nicht mehr das Individuum starb, sondern das Exemplar, muß das Sterben auch derer affizieren, die der Maßnahme entgingen.«²³ Faschistische Gewalt und Tortur brennen sich ein in ein Leben nach Auschwitz und verlängern sich damit in die Gegenwart. Da das Überleben der Lagerlogik nach gar nicht vorgesehen ist, ist das Überleben nachdrücklich belastet. Die zufällig Geretteten empfinden deshalb Schuld, überlebt zu haben, und können dieser Schuld zumeist ihr Leben lang nicht entgehen. Nicht selten sind Verdrängung und angestrenktes Verschweigen der Preis fürs Weiterleben. Das Durchlebte einzuschließen in den eigenen Körper (der Körper gleichsam als Ort der Sicherheitsverwahrung) verspricht nur oberflächlich Entlastung, denn die traumatische Erfahrung kann nicht abgebaut werden, indem man sich etwa mitteilt, selbst der eigenen, engsten Familie nicht. Auf die Frage, ob er mit seiner Frau und den Kindern über das Erlebte gesprochen habe, antwortet Venezia offen und direkt: »Nein, natürlich nicht. Es hätte mir nicht gut getan, mit ihnen darüber zu reden. Im Gegenteil, ich hätte ihnen damit nur unnötig eine schwere Last aufgebürdet.«²⁴ Es ist sicher kein Zufall, dass Venezia zuerst an sich selbst, das Opfer, denkt. Und darüber hinaus sollte man bedenken, dass die Erinnerung des Shlomo Venezia verständlicherweise besonders schwer wiegt, gehörte er doch zu den Mitgliedern des Sonderkommandos Auschwitz, die gezwungen wurden, die Mitgefangenen nicht nur beim Gang in die Gaskammern zu »begleiten« und zu bewachen, sondern die Toten zu »entsorgen« und so dem Nazi-Terror zuarbeiten mussten. Aber nicht nur die, die der Deportation entgangen sind, verstummen eingedenk dieses Ortes der Vernichtung. Peter Weiss kehrt während seiner Beschäftigung mit den Akten des Frankfurter Auschwitz-Prozesses gleichsam an den Ort Auschwitz zurück, wo er doch gar nicht gewesen ist. Der Ort ist ihm, weil Jude, zwar vorbestimmt, aber er entkommt ihm – durch den Zufall, nicht dorthin verschleppt worden zu sein. »Ich habe nichts in dieser Ortschaft erfahren. Ich habe keine andere Beziehung zu ihr, als daß mein Name auf den Listen derer stand, die dorthin für immer übersiedelt werden sollten.«²⁵ Diese indirekte und damit umso provokantere Inanspruchnahme des ihm eigentlich vorbestimmten Todesorts wendet den Glücksfall seiner zufälligen Errettung in das bittere, durch die Realgeschichte des deutschen Faschismus aufoktroyierte Bewusstsein, als Jude kein Recht auf ein Leben danach zu haben. Obzwar oder gerade weil der Vernichtungsmaschinerie entgangen, verkehrt sich das Überleben in kaum zu bewältigende Scham, noch unter den Lebenden zu sein. »Es stand mir nicht zu, als deutscher Jude zu überleben!« – so Leo Löwenthal in einem Gespräch.²⁶

23 Adorno, *Negative Dialektik* (Anm. 10), S. 355.

24 Venezia, *Meine Arbeit im Sonderkommando Auschwitz* (Anm. 20), S. 222.

25 Peter Weiss, »Meine Ortschaft«, in: ders., *Rapporte*, Frankfurt am Main 1981, S. 114.

26 Leo Löwenthal, Gespräch mit Hermann Haarmann bei der Fahrt durchs Brandenburger Tor nach dem Fall der Berliner Mauer.

III. Der Tod

»[A]uf der Fahrt von Theresienstadt nach Auschwitz waren wir in einer Rattenfalle.«²⁷ Derart gewaltsame Rückführung aufs Tierische zielt auf die Zerstörung der durch den Prozess der Zivilisation verbürgten Überwindung und Beherrschung der menschlich-kreatürlichen Natur. »Essen« hieß in Auschwitz fressen, was in gutem Deutsch nur auf Tiere bezogen wird.«²⁸ Der Höhepunkt bei dieser vorsätzlichen Reduzierung ist die Beschädigung menschlicher Freiheit in ihrem Kern: Die Freiheit zum Tode ist nämlich unmöglich geworden. »Der Selbstmord ist dem Menschen eigen, nicht dem Tier, er ist daher ein überlegter Akt und keine instinktive, natürliche Wahl«, so notiert Levi, »[i]m Lager gab es nur wenige Gelegenheiten zu wählen, man lebte dort wie hörige Tiere, die manchmal des Lebens überdrüssig sind, sich aber nicht selbst umbringen.«²⁹ Zeitversetzt, gleichsam als zurückgeholte Befähigung zur Selbstbestimmung, enden nach einer längeren Phase des Überlebens nicht wenige der »Geretteten« im Freitod. Primo Levi und Paul Celan sind nur die prominentesten Beispiele für diesen nachzüglerischen Tod. Durchaus folgerichtig könnte man den Selbstmord als Versuch der Wiedereinsetzung des Menschseins interpretieren: In derart finalem Akt wird die menschliche Freiheit aufs Radikalste beglaubigt.

»Wer einmal eingesehen hat, daß die Freiheit des Wollens zu diesem Können zum Wesen des Menschen gehört, ganz gleich, wie weit sie in ihrer faktischen Ausübung durch innere und äußere Umstände und Verhältnisse beschränkt und bedingt ist, wird nicht umhin können, sie auf alles anzuwenden, wovon sich der Mensch befreien kann, also auch auf sein eigenes Leben.«³⁰

So widersinnig es auch scheinen mag, mit solch einer Entscheidung gewinnt der der Selbstbestimmung verlustig gegangene Mensch seine individuelle Freiheit, seine Menschen-Geschichte zurück. Umso kruder erscheint unter diesem Gesichtspunkt Elias Canettis Auflehnung gegen den Tod: »Ich anerkenne keinen einzigen Tod.«³¹ Thomas Macho hat Canettis »Sein gegen den Tod« als Wendung gegen Heideggers »Sein zum Tod«³² beschrieben. Allein die Revolte gegen diese Gewissheit menschlicher Existenz bleibt eine Anekdote, aber eine erfahrungsgetränkte. Denn natürlich weiß Canetti um die unverrückbare Tatsache eines jeden, auch des eigenen Todes; und doch bedeutet das nicht, ihn ontologisch-philosophisch zu beglaubigen, wie Heidegger postuliert: »Im Sein zum Tode verhält sich das Dasein zu

27 Klüger, *weiter leben* (Anm. 21), S. 109.

28 Levi, *Die Untergegangenen und die Geretteten* (Anm. 17), S. 102.

29 Ebd., S. 76.

30 Karl Löwith, »Töten, Mord und Selbstmord: Die Freiheit zum Tode«, in: ders., *Sämtliche Schriften*, Bd. 1, *Mensch und Menschenwelt*, hg. v. Klaus Stichweh/Marc B. de Launay, Stuttgart 1981, S. 408.

31 Elias Canetti, *Über den Tod*, München – Wien 2003, S. 80.

32 Vgl. dazu Martin Heidegger, *Sein und Zeit*, Tübingen 2006, bes. S. 235ff.

ihm selbst als einem ausgezeichneten Seinkönnen.«³³ Den Überlebenden des Holocaust ist selbst diese durchaus auch trostreiche Reflexion genommen. Sie zurückzugewinnen bedeutet nicht das Einverständnis in das nicht zu leugnende Lebensende, sondern die Akzeptanz einer nicht zu hintergehenden Wahrheit. Dem Sterbenmüssen wird das Sterbenkönnen entgegengestellt. Mit Blick auf die Chronologie der Judenverfolgung und -vernichtung könnte man diese gewichtige Unterscheidung noch beobachten. Denn vor der ›Verbringung‹ in die Vernichtungslager besteht offensichtlich noch die Wahl: »Man tötete sich nicht nur, um der Deportation und Vergasung zu entgehen, sondern aus der Verzweiflung über die grenzenlose Entwürdigung, in dem Bewußtsein, daß man für die anderen überhaupt nicht mehr ein Mensch war, sondern ein auszurottendes Ungeziefer.«³⁴ Der der Verschleppung vorgeschaltete Selbstmord ist also einer historischen Markierung geschuldet, mit deren Überschreiten die Koordinaten menschlicher Existenz ausgelöscht werden. Zugleich aber wird die Souveränität der Menschengattung auf eigentümliche Weise bewahrt. »[D]er Mensch im Unterschied zum Tier [ist] Selbstbewußtsein und Wille [...] und [...] er [lebt] überhaupt nur [...], sofern er leben will, warum sollte er sich nicht auch das Leben nehmen dürfen, das er sich selbst nicht gegeben hat, das ihm zufällig zufiel, ob er es wollte oder nicht?«³⁵ Aber auch diese grundsätzliche Freiheit zum Tode fordert ihren Tribut. Vilém Flusser nimmt deshalb die »brutale Sinnlosigkeit eines zum Tode verurteilten Lebens« zum Ausgangspunkt für seine Kommunikologie – sozusagen als Trostversprechen. Er betrachtet die menschliche Kommunikation als »Kunstgriff«, der helfen soll, »unsere eigene Einsamkeit und unseren Tod, und auch den Tod derer, die wir lieben, [zu] vergessen«.³⁶ Der Zusammenhalt von Kommunikation (Sprechen, Sprache) und Tod ist evident – auch gerade mit Blick auf die Vernichtungslager. Die sehr kontroverse Debatte um Steven Spielbergs Spielfilm *Schindlers Liste* zielt in einem entscheidenden Punkt genau auf dieses Phänomen. Es ist der Einspruch von Claude Lanzmann, der hierher gehört: Spielberg verzerre nämlich die historische Wahrheit, »insofern als in diesem Film alle miteinander reden, die Juden mit den Deutschen – die ganze Zeit«.³⁷ Reden im Konzentrationslager ist niemals menschliche Kommunikation, da sie ihrer kommunikativen Grundvoraussetzung beraubt ist: dem Willen zu gegenseitigem Verstehenwollen. Sprache wird exekutiert als Befehl oder Anweisung, als Todesurteil. Das, was Sprache ihrem Ursprung nach leistet, ist zerstört: das durch sie vermittelte Verhältnis von Mensch zu Mensch und von Mensch zur Gesellschaft. Und damit, gleichsam *ex negativo*, wird die dialektische Verschränkung eines jeden Menschen mit seiner Geschichte im Beziehungszauber menschlicher Kommunikation erkennbar. Geschichte wäre demnach immer auch und gerade die Erzählung des eigenen Lebens. Des deutschen Faschismus Ziel

33 Ebd., S. 252.

34 Löwith, »Töten, Mord und Selbstmord« (Anm. 30), S. 402.

35 Ebd.

36 Vilém Flusser, *Kommunikologie*, hg. v. Stefan Bollmann/Edith Flusser, Frankfurt am Main 1998, S. 10.

37 Claude Lanzmann, »Ihr sollt nicht weinen«, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 5. März 1994.

aber ist der Exorzismus von Geschichte. Deshalb ist es nur folgerichtig, dass die Agenturen zur Bildung von Geschichte und Geschichtsbewusstsein, die erfahrungsmächtigen Organisationsformen wie Parteien, Gewerkschaften oder klassische Bildungseinrichtungen (Schulen, Universitäten, aber auch sehr private Agenturen wie Bibliotheken, Sammlungen und Archive) nach der Übernahme der Regierungsgewalt durch die Nationalsozialisten sogleich zerschlagen, verboten beziehungsweise auf Linie gebracht werden. Damit nicht genug. Die Sprache selbst wird geschliffen, verschludert: Sie ist ihrer Fundierung auf Verständigung entkleidet. »Die deutsche Sprache ist des Teufels geworden, der Teufel ist der Vater der Lüge, ihr allein soll sie dienen. Schleim und Schwulst, Nebel und Gebrüll, Schwachsinn und Elefantiasis der Superlative dienen der Demagogie.« So formuliert es Ernst Bloch in einem Vortrag vor dem Schutzverband Deutscher Schriftsteller im New Yorker Exil. Damit ist sie reduziert auf Verlautbarungscharakter, der nur Zustimmung verlangt, zu gehorchen wie Hunde dem immer überlegenen Herrchen. Damit entspricht die Verkehrung der Sprache aus ihrer Sinn- und Geschichtsträchtigkeit zum Statthalter von »Betrugs-Ideologie«³⁸ der radikalen Entwertung bislang allseitig anerkannter Werte und Maßstäbe menschlichen Zusammenlebens. Was an den Juden exekutiert wird, ist der Höllensturz zurück ins Tierische bei gleichzeitiger Emanation der deutschen ›Rasse‹ als (groteske) Setzung des faschistischen Ideals. Der Deutsche, das Deutsche wären dann selbst der realen Geschichte entrückt und das sogenannte ›tausendjährige Reich‹ nur die ideologische Zuspitzung dieser Verabschiedung von Geschichte. Gleichwohl kann im Zuge der nationalsozialistischen Politik jede Form eines solch übersteigerten paranoischen Selbstbewusstseins auf Zustimmung rechnen in weiten Teilen des durch die Niederlage im Ersten Weltkrieg desillusionierten deutschen Volks, weil die Deutschen durch den sogenannten ›Schandvertrag von Versailles‹ derart verunsichert sind, dass jede Absolution von solcher ›Schmach‹ willkommen ist. Allein dieser historisch unstatthafte Verstärker deutscher Uneinsichtigkeit in die Ursachen und Folgen des Ersten Weltkriegs mutiert unter der Hand zu gefährlichen Allmachtsfantasien, die ein selbsternannter ›Führer‹ für sich und seine Gefolgschaft bestens auszunutzen weiß. Denn Hitler gelingt, was zur Sicherung seiner Macht nötig ist: die breite Zustimmung der Deutschen³⁹ zu erlangen, die mit dem Ende des Hitlerfaschismus mitnichten auch sogleich vorbei ist – eine weitere Herausforderung für die Überlebenden, die nach der Niederwerfung des Nationalsozialismus dem unbegreiflichen kollektiven Kotau vor Hitler auf die Spur kommen wollen. Gitta Sereny, als Befragerin der Täter bekannt gewordene Journalistin, dazu in einem Gespräch über die Deutschen: »Sie waren normal im Sinne von gewöhnlichen Leuten, die sich nicht besonders viele Gedanken machten.«⁴⁰ Die Überlebenden und den

38 Ernst Bloch, »Zerstörte Sprache – zerstörte Kultur«, in: ders., *Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz*, in: ders., *Gesamtausgabe*, Bd. 11, Frankfurt am Main 1970, S. 292.

39 Vgl. dazu Daniel Goldhagen, *Hitlers willige Vollstrecker*, Berlin 1996.

40 »Das Böse an sich fasziniert mich nicht«, Gitta Sereny, die große Kennerin des Nationalsozialismus, über die neue Wendung im Fall des gesuchten KZ-Arztes Aribert Heim, über ihre journali-

Lagern Entronnenen allerdings müssen mit Schrecken erleben, wie uneinsichtig die meisten auch nach der Befreiung vom Faschismus sind.

»Überall fällt einem auf, daß es keine Reaktion auf das Geschehene gibt [...]. Inmitten der Ruinen schreiben die Deutschen einander Ansichtskarten von Kirchen und Marktplätzen, den öffentlichen Gebäuden und Brücken, die es gar nicht mehr gibt. Und die Gleichgültigkeit, mit der sie sich durch die Trümmer bewegen, findet ihre Entsprechung darin, daß niemand um die Toten trauert; sie spiegelt sich in der Apathie wider, mit der sie auf das Schicksal der Flüchtlinge in ihrer Mitte reagieren oder vielmehr nicht reagieren.«

Für Hannah Arendt spielt diese Beobachtung zu Ende in einer »tief verwurzelten, hartnäckig und gelegentlich brutalen Weigerung, sich dem tatsächlich Geschehenen zu stellen und sich damit abzufinden«.⁴¹ Die aus dem Exil Zurückkehrenden sind zu Recht geschockt ob der Unverfrorenheit der Deutschen, mit der sie ihre Verstrickung mit Hitlerdeutschland leugnen. Alfred Döblin geht aus Nachkriegsdeutschland zurück nach Frankreich, als er wegen seiner französischen Uniform angefeindet wird;⁴² Thomas Mann bleibt nach seiner Anlandung in Europa in der Schweiz;⁴³ sein Sohn Klaus begeht Selbstmord in Cannes.⁴⁴ Der Philosoph Karl Jaspers ist das Licht im Dunkel; er scheut keine offenen Worte über die Schuld der Deutschen. Von dieser Wahrheit will niemand wissen. Jaspers wird öffentlich angegriffen. 1948 nimmt er den Ruf an die Universität Basel an. Und in der sowjetisch besetzten Zone? Der dort von oben verordnete Antifaschismus, der die Kontinuität vom Exil bis nach 1945 für die kommunistische Bewegung suggeriert, blendet bewusst den Antisemitismus als nachkriegsdeutsches, gesamtdeutsches Problem aus. Die Opfer, die deutsch-jüdischen Opfer des Nationalsozialismus genießen zwar gewisse Privilegien, doch finden die von ihnen bezeugten Erfahrungen in der SBZ/DDR nur wenig Widerhall in der Realpolitik. Hier schlägt nachträglich die besonders brisante Tatsache zu Buche, dass in der Sowjetunion Stalins die rigorose Hatz auf vermeintliche Gegner ab 1936 besonders jüdische Bürger und auch Exilierte trifft. Spätestens ab diesem Zeitpunkt kann man dort einen offenen, antisemitischen Fremdenhass beobachten.⁴⁵ Davon allerdings darf in der SBZ/DDR nach der Rückkehr aus dem sowjetischen Exil per Ukas nicht erzählt werden, um

stischen Tricks und das angebliche Nichtwissen von Albert Speer, in: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*, 15. Februar 2009.

41 Hannah Arendt, *Besuch in Deutschland*, o. O. [Berlin] 1993, S. 24f.

42 Vgl. dazu wesentlich ausführlicher Wilfried F. Schoeller, »Die Odyssee des Rückkehrers. Ein biographischer Bericht«, in: *Neue Rundschau*, 120 (2009) 1, S. 122ff.

43 Die Umfrage »Wollt Ihr Thomas Mann wiederhaben?« der Amerikaner 1947 in bayerischen Städten findet bezeichnenderweise kaum Zustimmung, vgl. dazu Jost Hermand/Wigand Lange, »Wollt ihr Thomas Mann wiederhaben?« *Deutschland und die Emigranten*, Hamburg 1999.

44 Es ist in diesem Zusammenhang nicht relevant, ob zu Klaus Manns Selbstmord als weiterer Impuls die eigene Befindlichkeit zusätzlich zu Buche schlägt; es bleibt die existentielle Erschütterung ob der Uneinsichtigkeit der Deutschen in ihre Schuld nach 1945.

45 Vgl. dazu Hermann Haarmann, *Erwin Piscator am Schwarzen Meer. Briefe, Erinnerungen, Photos*, Berlin 2002, bes. S. 65f.

den großen Bruder nicht zu irritieren.⁴⁶ Insofern spielt das Problem des Überlebens im sozialistischen Teilstaat Deutschlands nur insofern eine Rolle, als mit ihm die Schicksale und Leiden der Kommunisten gemeint sind. Sie werden zu Kronzeugen eines kämpferischen, opferbereiten Antifaschismus.⁴⁷ Die Frage nach der Mitschuld am Holocaust stellt sich unter dieser Maßgabe nicht; deren Beantwortung überlässt man nur zu gern den Politikern in der Bundesrepublik. Zwar gesteht Konrad Adenauer für den Westen vor der Weltöffentlichkeit die deutsche Verantwortlichkeit ein, indem er Wiedergutmachungszahlungen an Israel zustimmt. Aber bis heute klagen die letzten Überlebenden um ihr Recht auf Entschädigung. Allein dem vorprogrammierten Tod entronnen zu sein, scheint kein hinreichender Grund, um Ansprüche geltend zu machen. »Wir, die unglücklichen Überlebenden, was sollen wir anfangen? Wird man uns gehörig stützen?«⁴⁸ Die frühen Hoffnungen nach der Befreiung zerstieben bald. Bleibt das Wunder, überhaupt überlebt zu haben. Das Gesehene und das Erfahrene lassen die betroffenen Menschen nicht unbeschadet zurückkehren ins bürgerliche Leben, über lang oder kurz schiebt sich diese faschistische Fratze der deutschen Geschichte in den Vordergrund. Es scheint kein Entrinnen zu geben. Unter dem Datum vom 13. Juli [1945] hält die Journalistin Karena Niehoff eine bedrückende Episode im Nachkriegsberlin fest: Sie will ein jüdisches Ehepaar, das, auf einem Dachboden versteckt, den Nationalsozialismus überlebt hatte, aufsuchen und findet

»die Dachkammer verschlossen. Unheimlich dicht und still verschlossen. Aber die Portiersfrau sitzt da, wo sie ihren Platz auch in vergangenen Zeiten so nützlich ausgefüllt hatte. ›Weg sind sie‹, höre ich. ›Im Leichenschauhaus‹. Sie kramt geschäftig in ihrer Kommode. ›Da – den Zettel haben sie hinterlassen!‹ – ›Wir holen unseren Tod nach, weil wir einsehen, daß wir ihn zu Unrecht überlebt haben.‹ Das steht drauf.«⁴⁹

Wie wappnet sich man sich gegen diese übermächtige Geschichte? Der Maler und Grafiker David Friedmann, ein Überlebender von Auschwitz, vertraut am 23. September 1945 seinem Tagebuch an:

»Fast zwei Monate machte ich keine Eintragungen. Was ist bloß passiert, was hat mich davon abgehalten? In erster Linie meine Arbeit. Ich plane eine Ausstellung, und daher gehörten alle meine Gedanken der Erinnerung an das Ghetto, den verschiede-

46 Als Friedrich Wolf, Schriftsteller, Kommunist und Jude, nicht zu den Ersten gehört, die aus dem SU-Exil nach Berlin heimkehren dürfen, schreibt er an Stalin: »Ist es, weil ich Jude bin?« Henning Müller, *Wer war Wolf? Friedrich Wolf in Selbstzeugnissen, Bilddokumenten und Erinnerungen*, Köln 1988, S. 212.

47 So bedeutet denn auch die Korrosion des Antifaschismus – am augenfälligsten zu beobachten an der Biermann-Ausbürgerung, als angesehene Antifaschisten ob ihrer Unterstützung für Biermann diffamiert werden, weil sie ehemals in amerikanischer Uniform zurückgekehrt seien (wie zum Beispiel bei Stefan Heym praktiziert) – den Anfang vom Ende der DDR. Das ideologische Fundament, neben dem ökonomischen offensichtlich zukunftsfruchtiger, zerbröckelt.

48 David Friedmann, »Nach der Befreiung. Tagebuchnotizen auf dem Weg von Krakau nach Prag«, in: *Dachauer Hefte*, 19 (2003) 19, S. 165.

49 Karena Niehoff, »Die Unverwüstlichen«, in: Peter Kruse (Hg.), *Bomben, Trümmer, Lucky Strikes. Die Stunde Null in bisher unbekannten Manuskripten*, Berlin 2004, S. 105.

nen Lagern, die ich passierte, und den Leiden, die ich durchgemacht habe. Ich hatte und habe immer noch weiter die Absicht, das alles aus meinem Gedächtnis herauszureißen und irgendwie künstlerisch zu gestalten.«⁵⁰

Die Suche nach Bewältigung ist mühevoll und gefährlich ob der gespeicherten Bilder, die die Überlebenden in sich tragen und die tagtäglich alpträumhaft jedem Versuch, weiterzuleben, Gewalt antun. Als der im Berlin der 1920er Jahre gefeierte Tenor Richard Tauber Deutschland verlassen muss, verabschiedet er sich ins Londoner Exil, wo er einsam und verarmt sterben wird, mit der Arie »Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen«, aus dem *Evangelimann* von Wilhelm Kienzl. Es ist diese Selbst-Seligsprechung, die zu Beginn des Exodus Entlastung noch schafft, aber für eine lebensbejahende Beruhigung über die Jahre der nationalsozialistischen Diktatur nicht hinreicht. Die Erschütterung des Glaubens an einen Gott im Angesicht des unvorstellbaren Grauens in den Vernichtungslagern zeitigt Nachwirkungen. Tröst-Einsamkeit, um eine Sprachschöpfung der deutschen Romantik zu benutzen, hat jede Kraft verloren. »Denn ich weiß: Sollte ich den Moment meines Todes bewußt miterleben, werde ich an die Deportation denken. Sie hat mein Leben bestimmt.«⁵¹ Gegen die Unmöglichkeit, mit dem Leben danach ins Reine zu kommen, kann einzig die Einsicht in die Notwendigkeit helfen, den Tod ins Leben selbst zurückzuholen – in der tröstlichen Gewissheit: »Ich wurde wieder sterblich.«⁵²

50 Ebd., S. 168f.

51 Simone Veil, im Gespräch mit Maxi Leinkauf, in: *Der Tagesspiegel*, 22. März 2009.

52 Semprún, *Schreiben oder Leben* (Anm. 1), S. 293.